

# HANS DIETER SCHÄFER:

## Oskar Loerke

### *Winterliches Vogelfüttern*

1

Schwirren sie von allen Seiten,  
Die Gereisten, die Gescheiten,  
Hör ich sie das Mahl begleiten,  
Fabelnd ihre alten Zeiten.

5 Der von Singenberg war Truchseß,  
Der von Landegg war der Schenk,  
Und der Kämmerer war Göli,  
Wir sind ihrer eingedenk.

10 Bei dem Abte von Sankt Gallen  
Hat es ihnen Wohlgefallen,  
Und er streute Futter allen  
Seinen Minnenachtigallen.

Aber Walther sehn wir nie.  
Wie er sang, ging er zur Ruhe:  
15 »Er ging schleichend wie ein Pfau,  
Drückte ein die Kranichschuhe,  
Und sein Haupt hing ihm aufs Knie.  
Er versank im Himmelsblau.

*Abdruck nach* Oskar Loerke *Gedichte und Prosa* 2 Bde Hrsg von Peter Suhrkamp Frankfurt a M Suhrkamp, 1958 Bd. 1 S. 520 f. © Suhrkamp Verlag, Frankfurt a. M.

*Erstdruck* Oskar Loerke. *Der Wald der Welt* Gedichte Berlin S Fischer, 1936.

360

### Oskar Loerke: *Winterliches Vogelfüttern*

Loerke schrieb dieses Gedicht am 11. Januar 1936, es fand in der im selben Jahr veröffentlichten Sammlung *Der Wald der Welt* Aufnahme. Der kleine Text besteht aus wenigen reizvollen Wörtern, die so angeordnet sind, daß der Leser seine ganze intellektuelle und emotionale Aufmerksamkeit in die Lektüre einbringen muß. Der Vorgang des Vogelfütterns im Winter ist nicht beschrieben; Loerke deutete bloß zeichenhaft an oder setzte vorgefundene Namen und Wortreihen ein. Je weniger über das Füttern gesagt ist, desto stärker wird der Leser bemüht sein, das nicht ausformulierte Bild zu ergänzen. Daß es sich dabei um ein Sinnbild handelt, wird in der zweiten Zeile sogleich deutlich. Die Vogel sind - wie auch in anderen Gedichten Loerkes - mit besonderen Gaben ausgestattet; der Gesang der »Gereisten« und »Gescheiten« (2) weckt während des Körneraufpickens »alte Zeiten« (4) auf. Diese verschollene, im Vogelgezwitscher aufbewahrte Welt versinnlichte Loerke im folgenden durch die Schallfreudigkeit mittelalterlicher Namen und Hof stellen: Truchseß von Singenberg, Schenk von Landegg, der Kämmerer Göli (5-8). Die dritte

Strophe gibt diese Beamten als »Minnenachtigallen« aus und nennt mit dem Kloster von Sankt Gallen den Ort ihrer ökonomisch gesicherten Tätigkeit.

Der zweite Teil erwähnt Walther, den größten Minnesänger der Zeit; der ausgesparte Zuname »Vogelweide« kann vom Leser hinzugedacht und mit dem Titel

»Winterliches Vogelfüttern« in Zusammenhang gebracht werden. Loerke rief ihn ohne Hofstelle auf, offensichtlich hat Walther an der Fütterung durch den Abt von Sankt Gallen keinen Anteil. Sein Fehlen in der herbeigeschwirrten Schar wird ausdrücklich betont. Im Unterschied zu den »Minnenachtigallen« (12) läßt das Gedicht Walther singen; die in Anführungszeichen

361

gesetzten Zeilen geben in freier Nachdichtung Teile aus einem Spruch wieder:

Dô Friderich ûz Ôsterrîche alsô gewarp,  
daz er an der sêle genas und im der lîp erstarp,  
dô vuortę er mînen kranechen trit in derde.  
Dô gienc ich slîchende als ein phâwe swar ich gie,  
daz houbet hanctę ich nider unz uf mîniu knie:  
nû rihtę ich ez ûf nâch vollem werde.  
Ich bin wol ze viure komen,  
mich hât daz rîche und ouch diu kronę an sich genomen.  
wol uf, swer tanzen welle nâch der gîgen!  
mir ist mîner swære buoz:  
êrste wil ich ebene setzen mînen vuoz  
und wider in ein hôchgemüete stigen.

(Walther, S. 70 [68,13-22].)

Mit Friedrichs Tod auf dem Kreuzzug im April 1198 endete für Walther die finanzielle Unterstützung des österreichischen Hofes; er ergriff jetzt als der »erste unter den ritterlichen Dichtern das Gewerbe eines fahrenden Spielmanns« (Walther, S. XV). Walther hielt sich an mehreren Höfen auf, doch es kam zu keinem dauerhaften Verhältnis, er war genötigt, »von Tag zu Tag [...] sein Quartier zu wechseln« (Walther, S. XVI), erst 1220 setzte Friedrich II. dem unstillen Wanderleben mit einer Schenkung ein Ende. Der Spruch Walthers feiert die kurzfristige Aufnahme in den Dienst König Philipps 1198/99. Loerke tilgte den selbstbewußten, auf der Illusion einer dauerhaften Existenzsicherung durch Philipp sich gründenden zweiten Teil und übernahm nur die resignativen, rückwärtsgewandten Verse 3-5. Darüber hinaus versetzte er das Zitat von der Ich- in die Er-Perspektive und rückte es in einen anderen Zusammenhang: nicht Friedrich von Österreichs Tod, sondern Walthers Ende wird äußerst knapp als ein »Versinken im Himmelsblau« (18) beschworen. Das »Himmelsblau« verstärkt die im Zitat aufleuchtenden und das unscheinbare Gefieder der Minnenachtigallen überstrahlenden kostbaren Attribute des >Meisters< (15: »Pfau«, 16: »Kranichschuhe«). Der ökonomische

362

Entzug und die demütige Reaktion Walthers (15: »Er ging schleichend wie ein Pfau«) erscheinen auf diese Weise als Voraussetzung der Verklärung. Die von Walther erwähnte und von Loerke ausgesparte erneute gastliche Aufnahme durch die irdischen Mächte wird nunmehr ausschließlich in den nicht betretbaren Bezirk des »Himmelsblau« verlegt, aus dem die Vögel am Gedichtanfang zur Fütterung herniederschwirren; das »Himmelsblau« ist den Vögeln übergeordnet, es bezeichnet

einen geistigen Raum, der offensichtlich sowohl die Tiere wie auch die Menschen umschließt.

Die 1822 erschienene Walther-Biographie von Uhland enthält einige Einzelheiten, die Loerke nur dort gefunden haben konnte und welche die Richtigkeit einer derartigen Deutung bestätigen. Gleich zu Beginn ist die Rede vom Stift Sankt Gallen: »Die dortigen Klosterbrüder waren im 9ten und 10ten Jahrhundert gepriesene Tonkünstler [...]. Ebenso frühe wurde zu St. Gallen in deutscher Sprache gedichtet« (Uhland, S. 10). Und wenig später heißt es: »Der von Singenberg war des Abtes zu St. Gallen Truchseß, der von Landegg dessen Schenk, Göli (jedoch nur muthmaßlich) dessen Kämmerer, und also sehen wir diesen fürstlichen Abt von einem singenden Hofstaat umgeben« (S. 11). Uhland betonte, daß von Walthers Anwesenheit in Sankt Gallen keine Zeugnisse vorliegen, der »Ursprung des Dichters in jener Gegend« bleibe noch immer zweifelhaft (ebd.). Auf der anderen Seite sei die Kenntnis seiner Lieder im Kloster mehrfach belegt. Der Truchseß von Singenberg habe in einem Gedicht dem »mißlichen Loose Walthers sein eigenes behagliches und unabhängiges Leben« gegenübergestellt (S. 47). Wie Uhland über die Herkunft Walthers nichts Konkretes berichten konnte, so auch nichts über dessen Ende. »Unsere Blicke sind dem Dichter in das Gebiet des Unendlichen gefolgt und hier mag er uns verschwinden. Es ist uns keine Nachricht von den äußeren Umständen seiner letzten Zeit geblieben, gleich als sollten wir ihn nicht mehr mit der Erde befaßt sehen, von der er sich losgesagt, und von

363

seinem Tode nichts erkennen, als das allmähliche Hinüberschweben des Geistes in das Reich der Geister« (S. 107). Die Biographie erzählt am Schluß folgende Sage: Walther habe in seinem Testament »verordnet, daß man auf seinem Grabsteine den Vögeln Weizenkörner und Trinken gebe; und, wie noch jetzt zu sehen sei, hab' er in den Stein, unter dem er begraben liege, vier Löcher machen lassen zum täglichen Füttern der Vögel« (S. 108). Uhland erinnerte immer wieder an das Unstete, Ungesicherte von Walthers Existenz, aber auch an dessen Anonymität, er sei einer der Zwölf gewesen, »von denen spät noch die Singschule gefabelt, daß sie [...], gleichsam durch göttliche Schickung, die edle Singkunst erfunden und gestiftet haben« (S. 8). Loerke übernahm die religiös-romantische Dimension von Walthers allmählichem »Hinüberschweben« in das »Reich der Geister« und verstärkte durch die Konfrontation mit den Minnenachtgallen den Eindruck seiner Auserwähltheit, doch anders, als es etwa Autoren des George-Kreises getan hätten, akzentuierte er pietistisch-tröstend die Wirkungsfunktion des Gesangs. Vermutlich hatte ihn die Vorstellung vom umzwitscherten Grab gerührt, sie ist in die Überschrift eingegangen, von hier aus muß auch das Ende gelesen werden: Walther ist zwar ins Geisterreich entrückt, doch sein Gesang - der in einem Zitat gegenwärtig ist - erscheint letztlich als Laut- und Textfutter für das in winterlicher Not hungernde Ich.

Bei dem vorliegenden Gedicht handelt es sich um ein literarisches Dokument aus dem Dritten Reich; die geschichtlichen und autobiographischen Zusammenhänge lassen sich leicht erschließen. Seit Oktober 1917 war Loerke Lektor des S. Fischer Verlages und seit Februar 1928 zusätzlich Sekretär der »Preußischen Akademie der Künste (Sektion Dichtkunst)«; durch die Machtübernahme der Nationalsozialisten wurde der jüdische S. Fischer Verlag in seiner Existenz bedroht, aber auch Loerkes Stellung als Akademie-Sekretär. In den *Tagebüchern* verstärken sich die Befürchtungen um den Verlust der wirtschaftlichen »Sicherheit«:

364

Meine Stellung in der Akademie ist über kurz oder ganz kurz dahin - die im Verlage auch gefährdet (19. Februar 1933). Mein Amt bei der Akademie ist mir abgenommen worden. So hart die wirtschaftlichen Folgen sind, das Schlimmere war die Entehrung (11. April 1933). Auch der Verlag muß durch große Schwierigkeiten und legt mir übermäßig Arbeit notgedrungenerweise auf, während die Bezahlung nach der langen Zeit der Mitarbeiterschaft nicht die [angemessene] Höhe hat [...]. Ohne eine Sicherung des Dichters kann die übrige Person nicht arbeiten, und wenn dieser die Arbeit genommen wird, durch unerfüllte Bedingungen oder durch Entziehung - da bleibt eben nur das Nichts übrig (11. April 1933). Die wirtschaftlichen Aussichten sind sehr trübe (29. Juni 1933). Wirtschaftlich wird es immer arger (25. August 1933). Wirtschaftlich eingepreßt (14. September 1933). Mittwoch teilte mir Bermann mit, daß von Neujahr ab wieder zehn Prozent abgezogen werden (8. Oktober 1933). Zeit der Unruhe und vieler Verzweiflung. Die wirtschaftliche Vernichtung, also die Vernichtung selbst rückt immer näher. Ehre, Freiheit, Recht -? (20. Oktober 1934). Im Verlage steht es schlimm [...]. Immer neue Bücher werden umgebracht. Was alles in letzter Zeit: Schickele, Kessler, Maaß, >Bohème ohne Mimi<, neuerdings der dreitausendfach vorbestellte Zuckmayer. Alle Arbeit umsonst (12. Dezember 1935). Preisgegeben mit den Freunden, wie die Vogel im harten Winter - nun gut. Ich wachse immer tiefer in meinen Stolz und meine Ehre (17. Dezember 1935). Er [Schauer] sagte recht klug: Ob man zu arbeiten hat und auch Lohn empfängt, sichert einen in keiner Weise auf den nächsten Tag. - Man lebt eben hin wie die Amsel im Schnee (20. Dezember 1935).

Loerke beklagte nicht nur seine schlechte ökonomische Lage, sondern auch den politischen Terror, der zu Verboten und zu Vertreibungen zahlreicher Freunde führte. Im Tagebuch findet sich dafür das Bild der »Vögel im harten Winter« (17. Dezember 1935) und der »Amsel im Schnee« (20. Dezember 1935). Doch gerade die Vögel erschienen Loerke als Exempel des Überlebensprinzips; am 6. Januar 1936 notierte er: »Meisen, Amseln, Sperlinge geben weiter das gute Beispiel: >Und der Himmlische Vater ernähret sie doch.<« Wenige Tage später - am 11. Januar 1936 - entstand das kleine Gedicht. Die Lektüre Walthers läßt sich in den Tage-

365  
büchern schon früh nachweisen (*Literarische Aufsätze*, S. 452). Leseindrücke sind auch für die Zeit vor und nach der Niederschrift des Textes belegt (31. Juli 1935; 19. Januar 1936). Es liegt nahe, daß sich Loerke vor allem vom »Kummergeschrei« Walthers über die persönliche Not und das politische Chaos der Zeit angezogen fühlte (»untriuwe ist in der sâze, / gewalt vert ûf der strâze: / vride unde reht sint sêre wunt«, Walther, S. 69 [67,69-71]). Auf der anderen Seite ist Walther >Meister<; im Lebenslauf für die Akten der Preußischen Akademie erscheint sein Name in der Reihe der Vorbilder (*Literarische Aufsätze*, S. 382). Die >Beispiele< aus dem Natur- und Kosmos besaßen für Loerke einen mehrfachen Verweisungscharakter; man hat daher zu Recht seine Bildlichkeit mit der mittelalterlichen Typologie oder der barocken Emblemik verglichen. So steht der Gesang Walthers in dem vorliegenden Gedicht inhaltlich für das Leid des in winterlicher Not hungernden Ich, in seiner meisterlichen Fügung ist er darüber hinaus Ausdruck der Schmerzüberwindung. Der spirituelle Bereich, auf den Loerke die Erscheinungen bezog, ist durch das alles überstrahlende Schlußwort »Himmelsblau« gegenwärtig; das Gedicht zielt nun darauf ab, das Ich - in Entsprechung zum Titel - in diese Welt hereinzuholen. Die Zweiteilung ist dabei von aufschlußreicher Bedeutung. Im ersten Teil führt das Hören des Vogelgezwichers zum Eingedenken der »alten Zeiten« (4), dieser Prozeß der sinnlichen Wahrnehmung und der sich daran anschließenden Meditation (8: »Wir sind ihrer eingedenk«) wird im zweiten Teil - auf einer höheren Stufe - mit der spirituellen Fütterung durch Walthers Gesang belohnt. Die Tagebucheintragen aus der

Entstehungszeit des Gedichtes verdeutlichen, daß ein solches typologisches Denken Ausdruck von Loerkes tatsächlicher Welterfahrung war. Am 19. Januar 1936 heißt es: »Die Bach-Variationen [von Reger], die a-moll-Sonatine, Fugen 4 bis 6 für Klavier. Trotz allem und allem: Die Welt, die wahre, läßt sich nicht verdrängen. Mit merkwürdiger Ergriffenheit lese ich die Briefe Busonis weiter. - Viele Gedichte: 366

Goethe, Hölderlin, Walther von der Vogelweide. Konrad Weiss, Rilke, Lasker-Schüler usf.«

Angesichts der falschen Ordnung des Nationalsozialismus rücken Musik und Gedichte »trotz allem« als Exempel die »wahre Welt« ins Bewußtsein; mit der Niederschrift wollte Loerke den Leser an einem solchen Vorgang beteiligen, er bezog ihn ausdrücklich ein (»Wir sind ihrer eingedenk«). Für das Verständnis wichtige biographische, historische oder literarische Elemente bleiben dabei ungesagt. Die bloß andeutende Schreibweise mag Schutz des Autors sein, zugleich ist sie jedoch auch notwendige Voraussetzung der Einbildungs- und Erinnerungskraft. Darüber hinaus befreite Loerke durch Leerstellen die Exempel aus einer eindeutigen inhaltlichen Festlegung, die damals in besonderem Maße von offizieller Seite gefordert wurde. Seinem >Spruch< geht es nicht um Polemik und Didaktik, sondern um den Mitvollzug der metaphysisch-humanen Kunsterfahrung. Indem die Realität der Wörter in der Einbildungs- und Erinnerungskraft des Lesers liegt, besitzen sie »prinzipiell eine größere Chance, sich ihrer Geschichtlichkeit zu widersetzen« (Iser, S. 34). Es sind nämlich nicht die ewigen Werte, die dieses Gedicht >geschichtsresistent< erscheinen lassen, sondern die Struktur, weil sie den Leser immer wieder von neuem mobilisiert, das Nichtausformulierte zu ergänzen; er wird zu einem zweiten Vogel und nimmt - im Akt der Lektüre - >fabelnd< an der Fütterung teil.

*Zitterte Literatur* Wolfgang ISER Die Appellstruktur der Texte Unbestimmtheit als Wirkungsbedingung literarischer Prosa. Konstanz 1971 - Oskar LOERKE: Literarische Aufsätze aus der »Neuen Rundschau« 1909-1941 Hrsg von Reinhard Tgahrt Heidelberg 1967. - Oskar LOERKE' Tagebücher 1903-1939 Hrsg. von Hermann Kasack Heidelberg/Darmstadt 1955 - Ludwig UHLAND . Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage Bd. 5 Stuttgart 1870 - WALTHER VON DER VOGELWEIDE Gedichte Hrsg von Hermann Paul, in 10. Aufl. bes. von Hugo Kuhn Tübingen 1965.

*Weitere Literatur* Walter GEBHARD Oskar Loerkes Poetologie München 1968 - Gunter HEINTZ »Sunt lacrimae rerum« Oskar Loerkes Anfänge In. Literatur in Wissenschaft und Unterricht 13 (1980) S 232-262 - Gerhard NEUMANN. Oskar Loerke In. Wolfgang Rothe (Hrsg ). Expressionismus als 367

Literatur Gesammelte Studien Bern/München 1969 S 295-308 - Edith ROTERMUND Bild und Magie in der Lyrik Oskar Loerkes Diss. Munster 1962 - Eberhard Wilhelm SCHULZ Oskar Loerke und die Geschichte In EWS Wort und Zeit Aufsätze und Vorträge zur Literaturgeschichte Neumünster 1968 S. 161-189 - Reinhard TGAHRT / Tilman KRÖMER (Bearb.) Oskar Loerke 1884 1964 Eine Gedächtnisausstellung zum 80. Geburtstag des Dichters im Schiller Nationalmuseum Marbach a. N. Marbach 1964.

Gedichte und Interpretationen. Band 5. Vom Naturalismus bis zur Jahrhundertmitte. Herausgegeben von Harald Härtung. Stuttgart: Reclam, 1992  
ISBN 3-15-007894-6. S. 360-368.

